

„Das müssten wir aber noch gendern“

Die Hinterland-Redaktion hat sich vor einigen Jahren auf eine Form der gendergerechten Sprache geeinigt. Lange Diskussionen gingen dieser Entscheidung voraus. Doch auch heute sind nicht alle der gleichen Auffassung. Versuch einer Positionierung der Redaktionsmitwirkenden Annika Bontanni und des Redaktionsmitwirkenden Bernd Schmidt

Mit der Gleichstellung von Mann und Frau sieht es in Deutschland weiterhin düster aus. Frauen verdienen im Schnitt über 20 Prozent weniger als Männer – das ist in fast keinem anderen Land der Europäischen Union der Fall. Laut „Global Gender Gap Report“ rutschte Deutschland in Gleichstellungsfragen zwischen 2007 und 2012 sogar vom siebten auf den 13. Platz der OECD-Länder ab. Aber nicht nur in gut bezahlten Jobs und in Aufsichtsräten, auch in der Sprache sind Frauen deutlich unterrepräsentiert.

Werden in einem Text ausschließlich männliche Personenbezeichnungen benutzt, obwohl auch Nichtmänner eine Rolle spielen, ist das zunächst einmal sehr ungenau. Denn es braucht nur ein männliches Individuum, um eine ganze Gruppe grammatikalisch mit einem generischen Maskulin zu beschreiben. Gesellt sich zu einer Schulklasse mit 30 Schülerinnen ein männlicher Schüler, ist demnach nicht mehr von „Schülerinnen“, sondern von „Schülern“ die Rede. Die 30 Schülerinnen werden mit dem Eintritt nur eines Schülers aus der Sprache verabschiedet. Es entsteht ein Zerrbild der realen Mehrheitsverhältnisse.

In diesem Zusammenhang ist immer wieder zu hören, dass bei männlichen Personenbezeichnungen mithin auch Frauen gemeint seien. Früher stand das auch gerne in einer Fußnote mit Verweis auf die „bessere Lesbarkeit“. Doch der Einwand geht an der Realität vorbei. In einer Umfrage wurde beispielsweise zunächst nach erfolgreichen „Sportlern“ und

danach nach erfolgreichen „Sportlern und Sportlerinnen“ gefragt. Das Ergebnis fiel sehr unterschiedlich aus; bei der zweiten Gruppe wurden erheblich mehr Frauen genannt. Und zahlreiche weitere empirische Studien¹ konnten dieses Ergebnis nur bestätigen: Die maskuline Form wird überwiegend männlich interpretiert. Die sprachliche Einseitigkeit bewirkt eine kognitive Beschränkung. Ein neutrales generisches Maskulin mag es in der Theorie geben, aber nicht in den Köpfen.

Die Assoziationen sind entscheidend

Wenn von einer „preisgekrönten Forschergruppe“ zu lesen ist, erscheinen den Lesenden dann auch Frauen vor dem geistigen Auge? Wer wird hinter dem Türschild „Prof. Hügelmeier“ erwartet – ein Heinz oder eine Gerlinde? Kommt jemand auf die Idee, dass hinter der Beschreibung „ein Orchester mit hundert Musikern“ auch 99 Frauen stecken könnten? In der Regel nicht. Wenn Frauen mitgemeint sind, müssen sie auch benannt werden, zumal ungefähr die Hälfte der Menschen in Deutschland weiblich ist. Sie haben ein Recht darauf, nicht nur im Reallife, sondern auch auf dem Papier zu erscheinen. Und dies gilt natürlich für alle Texte und im Besonderen für die Rechtssprache. Denn gerade in Rechtsfragen kann eine Nichtnennung weitreichende Konsequenzen haben. In der Schweiz wurde lange Zeit kontextabhängig ausgelegt, ob Frauen vom Gesetz auch erfasst wurden: in der Schweiz waren Frauen bis zu einer (männlichen) Volksabstimmung im Jahr 1971 hinsichtlich des Wahlrechts keine „Bürger“ mit allen

Irreversible Homosexualität
Auch „irreversible, schicksalhafte homosexuelle Prägung“ (Bundesverwaltungsgericht 1988). Nicht zu verwechseln mit umkehrbarer, zufälliger homosexueller Prägung. Ein weiteres Beispiel für die metaphysischen Ambitionen der zuständigen Stellen ist die hiermit verbundene Prüfung der Schicksalhaftigkeit. Siehe auch → zumutbare Vermeidungshaltung.

illegal Aufhältige/r,
„Illegal aufhältige Migranten in Deutschland“
Datenlage, Rechtslage, Handlungsoptionen Bericht des BMI zum Prüfauftrag Illegalität
Februar 2007
Identitätssicherung (§ 16 Asylverfahrensgesetz)

J

Joachim Herrmann
*Abschreckende
Maßnahme; siehe
auch* → Abschrek-
kung.

Jugendschutz

Jugendhilfe

„aktiven Bürgerrechten“ – im Steuerrecht hingegen waren sie immer mitgemeint.

Als die Universität Leipzig 2013 den grammatikalischen Spieß einmal umdrehte und sich entschloss, in der Grundordnung ausschließlich weibliche Personenbezeichnungen zu verwenden, folgte ein Sturm der Entrüstung. Der Grund für die Entscheidung der Universität war hauptsächlich pragmatischer Natur, denn an der Uni Leipzig gibt es insgesamt mehr Frauen als Männer. Aber es gab kaum einen Pressebeitrag, der sich nicht auf aufgepudelte Weise mit den Veränderungen beschäftigte: „Guten Tag, Herr Professorin“ (*Spiegel*), „Sprachfolter“ (*Focus*), „Gender-Wahn“ (*RTL-Online*) oder „Gewalt der Begriffsverbieger“ (*Cicero*) hieß es etwa – manche können sich mit dem Mitgemeintsein offenbar deutlicher weniger abfinden als andere. Die Leipziger Hochschulrektorin Prof. Beate Schücking sah sich daraufhin genötigt, dem *Tagesspiegel* zu versichern, dass „diese Neuerung auf den Alltag an der Universität und auf den universitären Sprachgebrauch keinerlei Auswirkungen haben“ werde.

Normen mit Geschichte

Der Leipziger Vorstoß ist bemerkenswert, aber zur allgemeinen Regel taugt er nicht. Ein „generisches Femininum“ hebt das Problem nicht auf. Zumal die Regelung Frauen wieder auf die Füße fällt, wenn beispielsweise nur noch von „Wehrmachtssoldatinnen“ gesprochen würde, obwohl die deutsche Wehrmacht hauptsächlich ein Männerbund war. Ziel kann nur eine gerechte Sprache sein, in der sich zumindest so viele wie möglich wiederfinden – und die auch Mehrheitsverhältnisse auszudrücken vermag.

Diesem Anspruch wird häufig entgegengehalten, dass die deutsche Sprache halt so sei, wie sie ist. Doch vor der Aufklärung wurden deutlich häufiger männliche und weibliche Personenbezeichnungen gebraucht. Das Ausufern des sogenannten mitmeintenden, generischen Maskulinums ist relativ neu. So richtig vehement als grammatische Norm verteidigt wurde die Form erst in den 1960er Jahren, wie die Sprachwissenschaftlerin Ursula Doleschal in ihrem Text „Das generische Maskulinum im Deutschen“ (2002) in einem „historischen Spaziergang“ durch die Grammatik nachgewiesen hat. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg wurden demnach maskuline Personenbe-

zeichnungen auch in den Grammatiken verstärkt als geschlechtsneutral vermarktet.

Sprache unterliegt einem ständigen Wandel. Warum soll sich Sprache dann nicht auch in eine Richtung verändern, die gerechter ist? Manchen Sprachpuristinnen und Sprachpuristen erscheint die Verwendung geschlechtergerechter Sprache außerdem zu umständlich und sprachlich nicht „schön“ oder „lesbar“. Aber auch dieser Einwand ist unwesentlich in Anbetracht der langfristigen Vorteile richtiger Assoziationen.

Verzicht auf Geschlechterkennungen

Viele Behörden, Institutionen, Unternehmen etc. haben ihre Schreibkonventionen mittlerweile umgestellt, wenn auch nicht immer einheitlich und konsequent. Beliebt sind Kurzschreibungen wie: „Sportler/-innen“ oder „SportlerInnen“. Auch wenn diese Tendenz zu begrüßen ist, kratzen die Reformen häufig nur an der Oberfläche. Zwar kommen der Geschäftsbericht oder der Newsletter gendergerecht aufgehübscht daher, aber schon eine formelle Ebene darunter werden die alten Stiefel aufgetragen. Der beste Leitfaden hilft nichts, wenn sich nur die Abteilung Öffentlichkeitsarbeit davon angeleitet fühlt. Und auch viele Medien und Tageszeitungen halten an gewohnten sprachlichen Konventionen fest; das ist vor allem dahingehend bedauerlich, weil sie von vielen gelesen werden.

Seit etwa zehn Jahren sind neue Kurzschreibungen zu sehen, wie beispielsweise „Sportler_innen“ oder „Sportler*innen“. Damit sollen nicht nur männliche und weibliche Personen erfasst werden, sondern auch all diejenigen, die sich nicht in das bipolare Geschlechtergefüge einordnen lassen wollen oder sich jenseits davon bewegen. Diese Platzhalter erinnern daran, dass es ein Dazwischen, ein anderes Selbstverständnis als Mann und Frau gibt.

Ein Vorteil der Kürzel-Lösungen (/I_*) ist allgemein, dass sie nicht nur gendergerecht, sondern meist auch einfach umzusetzen sind. Einen diskriminierenden Text in einen vermeintlich diskriminierungsfreien umzuwandeln, dauert allenfalls wenige Minuten. In der Hinterland-Redaktion haben wir uns trotzdem für eine andere Schreibweise entschieden. Ein Nachteil dieser einfachen Lösungen ist, dass sie weder die

Ziel kann nur eine gerechte Sprache sein, die auch Mehrheitsverhältnisse auszudrücken vermag

Schreibenden wesentlich zu einem kreativen Umgang mit der Sprache anregen, noch den Lesenden eine Schrift näher bringen, die nicht nur geschrieben, sondern auch gesprochen werden kann. Bislang sind „keine Aktivist_innen“ bekannt, die ihre Schriftsprache auch gesprochen durchhalten. Und selbst wenn die Zuhörenden eine Pause in der Intonation wahrnehmen, ist nicht auszumachen, ob es sich hierbei um ein klassisches Binnen-I (Innen), einen Gap () oder ein Wildcat (*) handelt. Diese Lösungen bewegen sich also hauptsächlich im Bereich der Schriftsprache.

Bislang sind „keine Aktivist_innen“ bekannt, die ihre Schriftsprache auch gesprochen durchhalten

Um nichtmännliche Identitäten nicht weiterhin dem gesprochenen Wort zu opfern, ist eine wirklich geschlechtergerechte Sprache nötig. Der praktikabelste Vorschlag ist bislang der Versuch einer weitgehend genderneutralen Sprache. Das bedeutet konkret: auf Geschlechterkennungen verzichten, wenn mehrere Identitäten gemeint sind; beispielsweise „ärztlicher Rat“ anstatt „Rat des Arztes“, „herausgegeben von:“ anstatt „Herausgeber:“. Weiterhin lässt sich das Thema manchmal elegant durch die Verwendung von Pluralformen („die Beschäftigten“, „Interessierte“) oder unpersönliche Pronomen („alle“) lösen. Alle die bereit sind, mit Sprache spielerisch und kreativ umzugehen, haben damit in der Regel keine großen Probleme. Insbesondere, wenn die Texte von vornherein unter Berücksichtigung einer genderneutralen Sprache verfasst werden. Falls sich trotzdem manchmal keine Lösung finden lässt, ist es immer noch besser, wenigstens zwei Geschlechter zu nennen, anstatt nur eines.

Die Mühe lohnt sich

Vorhandene Texte im Nachhinein zu gendern, kann hingegen sehr mühsam sein, ist oft mit Reibungsverlusten verbunden und birgt die Gefahr ungelinker Formulierungen. Darüber hinaus ist uns als Hinterland-Redaktion in der Vergangenheit schon einiges durchgerutscht, weil es zu arbeitsaufwendig geworden wäre. Und wenn wir die Hintergründe nicht genau kennen, wissen wir oftmals nicht weiter: Waren denn jetzt bei den „fünf Schlagzeugern“ auch Frauen dabei?

Bewusst inkonsequent sind wir bei allen Texten, die sich mit Queer-Themen befassen und in denen das „Wildcat“ (*) oder der „Gap“ () eine kritisch durch-

dachte Berechtigung hat. Inkonsequent waren wir auch, als es bei einem Text um Netzidentitäten ging. Denn bevor man Avatare, Cyborgs und andere selbstgewählte Identitäten einem Geschlecht zuordnet, ist die Verwendung des „Gaps“ die bessere Lösung, um dem Dazwischen gerecht zu werden.

Häufig ist die Mehrarbeit der Redaktion aber hausgemacht, weil wir beispielsweise vergessen, den Hinterland-Styleguide nach Artikelzusagen zu versenden. Es kommt auch in Texten aus den eigenen Redaktionsreihen immer wieder

vor, dass einige es mit der Regelung nicht so genau nehmen bzw. unterschiedlich innovativ mit der gendert Sprache umgehen. Die Blattlinie letztendlich durchzusetzen, bleibt an nur wenigen hängen. Manchmal wird ein vermeintlich druckreifer Text fast auf dem Weg zur Druckerei noch abgefangen. Dass Last-Minute-Gendern nicht die bestmöglichen sprachlichen Ergebnisse hervorbringt, liegt auf der Hand.

Die Mühe lohnt sich, denn Sprache wirkt auf die Verhältnisse zurück. Wird bei einer Stellenausschreibung beispielsweise nach „Krankenschwestern“ gesucht, werden sich weniger Männer melden als bei einem gendert Ausschreibungstext, was dann dazu beiträgt, dass sich die Geschlechterrollen reproduzieren. Dennoch ist nicht darauf zu hoffen, dass bewusste Veränderung von Sprache allein die Machtverhältnisse umwerfen könnte. Kämpfe auf allen Ebenen bleiben notwendig. Einer von ihnen ist eben, Frauen und andere Identitäten zu benennen.<

Braun, Friederike *et al.*, Sczesny, S. & Stahlberg, D. (2002). *Das generische Maskulinum und die Alternativen. Empirische Studien zur Wirkung generischer Personenbezeichnungen im Deutschen. Germanistische Linguistik, 167/168, 77-87.*

Heise, Elke (2000): *Sind Frauen mitgemeint? Eine empirische Untersuchung zum Verständnis des generischen Maskulins und seiner Alternativen. Sprache und Kognition, Volume 19, Numbers 1-2 / 2000.*

K

Krankenschein

Kernfamilie
„Ausgangspunkt des Familiennachzugs bildet in → Deutschland die Kernfamilie, bestehend aus zwei Elternteilen und ihren minderjährigen Kindern in einer sozialrechtlichen Definition.“ (zitiert aus „Missbrauch des Rechts auf Familiennachzug - Scheinehen und missbräuchliche Vaterschaftsanerkennungen. Ein working paper des BAMF“).

kleines Asyl (für Flüchtlingsanerkennung nach GFK)

Klimaflüchtling
Armer Mensch, der aus allzu dürrer Lebensverhältnissen flieht, um sich im feindseligen Klima → Deutschlands wiederzufinden.

Sachleistungsprinzip

